

# Schweizerische Münzen der Spätgotik und der Renaissance [Dietrich Schwarz]

Autor(en): **Burckhardt, Felix**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **9 (1959)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.05.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kinderrecht wieder auf: — und endlich mündet das Kinderrecht, ähnlich wie einst das ursprüngliche Sippeneigentum, in ein farbloses Retraktsrecht ein» (S. 128).

Seit Erscheinen des hier angezeigten Buches hat Partsch auf das Eindringen des römischen Testamentsrechtes in das Walliser Recht des 13. Jahrhunderts noch besonders hingewiesen in einer Studie, die in den *Mémoires de la Société pour l'histoire du droit et des institutions des anciens pays bourguignons, comtois et romands* (1955) erschienen ist. Er wirft darin die Frage auf, ob nicht die Auflösung der Gesamthand der Walliser Familie, das Hinabsinken der Kinder aus dem Anteilsrecht zur bloßen Erbanwartschaft, ihre Auswanderung und die Walsersiedlungen in Graubünden, Macugnaga, im Tessin und Österreich mitverursacht habe.

In einer weiteren in «*Vallesia*» (1957) erschienenen Untersuchung «Zur Entwicklungsgeschichte der Vormundschaft im älteren Walliser Recht» (aus der Zeit von etwa 1250—1350) kommt Partsch zum Schluß, daß der «historische Kern» der damals üblichen Hausgewalt des Hausherrn über Ehefrau, Kinder und Schutzbefohlene zweifellos die germanische Munt (in deutschen Urkunden Vogtei, in lateinischen *advocatia*, in französischen *advoeria* oder *avoeria* genannt) gewesen sei, und daß die Vormundschaft im Wallis eine von altem Gewohnheitsrecht und vom geschriebenen römischen Recht gestaltete Mischform biete, wie sie auch in großen Teilen Frankreichs verbreitet gewesen sei.

Für die Erkenntnis nicht nur des alten Walliser Rechts, sondern auch anderer, namentlich westschweizerischer Rechte dürften sich die Untersuchungen und Schlüsse Partschs als wegleitend und fruchtbar erweisen. Die unter seiner Mitwirkung vorbereitete Publikation des *Minutarium majus* der Abtei St-Maurice wird unserer rechtsgeschichtlichen Forschung weiteren wertvollen Stoff liefern.

Bern

Hermann Rennefahrt

DIETRICH SCHWARZ, *Schweizerische Münzen der Spätgotik und der Renaissance*. (Aus dem Schweizerischen Landesmuseum.) Mit 16 Bildtaf. Verlag Paul Haupt, Bern 1958.

Die in dieser Schrift abgebildeten und beschriebenen Münzen sind silberne Großmünzen, wie sie in der Schweiz seit dem letzten Fünftel des 15. Jahrhunderts geprägt wurden, im wesentlichen «Dicken» und Taler. Sie liegen sämtlich im Münzkabinett des Landesmuseums, aber in seiner gedrängten und klaren Einleitung hat der Verfasser natürlich auch auf wichtige Stücke in anderen Sammlungen hingewiesen. Bei der Besprechung des Heftes in einer allgemeinen historischen Zeitschrift ist wohl etwas weiter im Gebiet der Münzkunde auszuholen, als dies in einer numismatischen

Zeitschrift erforderlich wäre, dafür brauchen wir auf gewisse münzgeschichtliche Einzelfragen hier nicht einzutreten.

Großhandel und zwischenstaatlicher Verkehr verlangten im späteren 15. Jahrhundert eine größere silberne Wertmünze neben dem Groschen und der in ihrem Gehalt schwankenden und häufig verfälschten Scheidemünze. In Deutschland und in der Schweiz kam noch hinzu die chronische Goldknappheit und die zunehmende Verringerung des Feingehaltes des Goldguldens, besonders des rheinischen. Die erste Prägung einer solchen Silbermünze, der Lira Tron in Venedig, ist 1472 aus einer Krise der Scheidemünze hervorgegangen, und der Tiroler Guldengroschen wollte, wie sein Name sagt, den Wert des Goldguldens in Silber darstellen. Mit ihren größeren Möglichkeiten künstlerischer Entfaltung entsprach die neue Großsilbermünze aber auch dem Repräsentationsbedürfnis der Münzherren, wenn diese auch in Italien noch bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts auf die Prägung der größten Sorte, des Scudo d'argento, Tallero oder Ducatone verzichteten. Auch die schweizerischen Orte und ihre Zugewandten erkannten nicht nur die wirtschaftlichen Vorteile der neuen großen Silbermünzen, sondern sie sahen in ihnen auch ein Mittel der Demonstration ihrer Selbstherrlichkeit und — relativen — Machtstellung. Selbst Herrschaften, die auf die Prägung des Talers mit Rücksicht auf die Wirtschaft ihres Territoriums und ihren Außenhandel hätten verzichten können, wie das Bistum Sitten, der Kanton Zug, der Gotteshausbund in Rätien, haben ihn als Repräsentations- und Geschenkmünze geprägt. Da seit dem Ende des 15. Jahrhunderts eine Reihe von künstlerisch und technisch vortrefflichen Stempelschneidern sich den Obrigkeiten zur Verfügung stellen konnte, entstand eine Fülle von Geprägten, deren Mannigfaltigkeit, Erfindung und Kraft im schweizerischen Münzwesen später nie wieder erreicht wurde.

Die Anregung zur Prägung großer Silbermünzen ist der Schweiz von zwei Seiten aus dem benachbarten Ausland zugekommen und hat in der günstigen Wirtschaftslage und in dem hochgemuten politischen Selbstbewußtsein der Eidgenossen nach den Burgunderkriegen einen fruchtbaren Nährboden gefunden. Der Dickpfennig oder Dicken (Grossus) ist die schweizerische und oberdeutsche Entsprechung des italienischen, insbesondere des mailändischen Testone, der die Rechnungseinheit der Lira zu 20 Soldi darstellt; in unseren Landen entsprach er wertmäßig einem Drittel des Goldguldens. (Die seit dem 16. Jahrhundert allgemein übliche Bezeichnung des Orts- oder Vierteltalers als «Dicken» ist, streng genommen, mißbräuchlich.) Von den mailändischen Testonen übernahm der Dicken das namengebende Münzbild eines Kopfes oder Brustbildes des Münzherrn, und, da dieses nur auf den Geprägten der geistlichen Fürstentümer möglich war, soweit diese damals überhaupt Großsilber prägten, nämlich die Bistümer Sitten und Lausanne, so setzte Bern, das als erster Ort 1482 Dicken prägte, das Brustbild seines Münsterpatrons, des hl. Vinzenz von Saragossa, auf die neue Münze; seinem Beispiel folgten Freiburg, Solothurn und Luzern. Zehn

Jahre später erscheint dann, unter dem Einfluß des Münzbildes des Talers, die Ganzfigur des Heiligen, stehend oder, als Abwandlung, thronend auch auf den Dicken.

Die zweite silberne Großmünze, der Guldengroschen, seit etwa 1525 nach der gräflich Schlickschen Münzstätte Joachimstal in Böhmen «Taler» genannt, wurde als Äquivalent des rheinischen Goldguldens erstmals 1486 (Probestücke schon 1484) durch Erzherzog Sigismund von Tirol in Hall aus der reichen Ausbeute der Silbergruben von Schwaz geprägt. Er vermittelte der schweizerischen Stempelschneidekunst zwei weitere Elemente des Münzbildes: die stehende Ganzfigur (in Tirol war es der Erzherzog) und den das zentrale Münzbild umgebenden einfachen, seltener doppelten Kreis von Wappen der Herrschaften und Vogteien. Auch in der Talerprägung ging Bern 1493 voran; hier und bei anderen Münzständen ersetzte das Bild des stehenden lokalen Heiligen dasjenige des Münzherrn, aber auch Gruppen von Heiligen (Zürich) und Szenen aus dem Leben des Heiligen (Sitten und Luzern) kommen vor. Das Motiv des Wappenkranzes um das Staatswappen, Ausdruck der Gesamtheit und der Gliederung der Herrschaft, auf den Talern von Bern, Sitten, Solothurn, Zürich, Luzern und Freiburg, erfreute sich einer solchen Beliebtheit, daß es auch in die heraldische Glasmalerei Eingang fand, trotzdem es dort wegen der auf der unbeweglichen Glascheibe z. T. kopfstehenden Wappen fehl am Platze war.

Die Gepräge der ennetbirgischen Münzstätten Bellinzona (Drei Länder) und Mesocco-Roveredo (Grafen Trivulzio) stehen in jeder Beziehung unter direktem lombardischem Einfluß; die Stempel dürften von mailändischen Meistern geschnitten worden sein. Auffallend ist, daß nicht der mächtige Graf Gian Giacomo Trivulzio, sondern erst sein schwächlicher Enkel und Nachfolger Gian Francesco sein Bildnis auf die Münzen gesetzt hat. Italienische Künstler waren, wie Bilder und Stil der Münzen zeigen, teilweise auch in Sitten und in Lausanne tätig, aber sie bleiben für uns zur Zeit noch unbekannt oder sind nur vermutungsweise zu benennen.

Überhaupt wissen wir über die «Ysenschnider» viel weniger als über die Münzmeister, die wir aus den Bestallungsbriefen, den Rechnungsbüchern der Städte und den Münzprobeprotokollen kennen. Neben den von Schwarz genannten Stempelschneidern Urs Graf in Basel und Jakob Stampfer in Zürich wissen wir im Zeitraum zwischen ca. 1500 und 1550 von Jörg Schweiger in Basel und seinem Sohn Hans und von dem Meister Franz (Breisacher?) von Überlingen, der um 1501 unter anderem für St. Gallen arbeitete und mit dem von Schwarz erwähnten anonymen Meister identisch sein könnte, der drei oder vier Jahre später für Konstanz, St. Gallen und Zürich tätig war. Aber wir wissen nicht, welche von den hervorragenden Münzmeistern jener Zeit auch Stempel geschnitten haben. Archivalische Forschung, verbunden mit Stilvergleichung von Münzen und Goldschmiedearbeiten dürften wohl noch weitere Zuweisungen ermöglichen.

Numismatiker, Kunsthistoriker und Wirtschaftshistoriker werden diese

Publikation mit Dank an den Verfasser und an die Direktion des Landes-  
museums entgegennehmen.

Zürich

Felix Burckhardt

J. H. BRUMFITT, *Voltaire Historian*. Oxford University Press, 1958, in-8°,  
VIII + 178 pages.

Version abrégée d'une thèse d'Oxford, ce livre impeccablement imprimé est d'un abord facile et d'un programme alléchant. Un chapitre sur les années d'apprentissage, un second sur «Voltaire et ses prédécesseurs», deux chapitres sur les apports les plus valables de Voltaire en fait d'historiographie: la *Social history* et l'*Universal history*. Deux chapitres enfin sur sa philosophie de l'histoire et sa méthodologie. Pour couronner le tout, une bibliographie et deux index.

A la lecture on trouve un ouvrage très clair, très consciencieux, plein de probité, citant exemplairement ses sources, mais qui déçoit dès qu'on y regarde d'un peu près.

Il est un premier défaut du livre dont on ne peut faire grief à M. Brumfitt, mais qu'il fait pourtant relever: c'est d'avoir été publié à un moment singulièrement inopportun. La *Voltaire's Correspondence* s'enrichit chaque année d'une dizaine de volumes, farcis de choses nouvelles en rapport direct avec ce sujet — et M. Brumfitt n'a pu en utiliser que les vingt premiers tomes. On peut dire d'ores et déjà que de nombreuses pages de son livre seront à récrire d'ici cinq ou six ans. Il faut avouer qu'outre cela l'ouvrage manque terriblement de nouveauté. N'ayant eu recours à aucune source manuscrite, n'ayant pas eu accès aux fonds — si essentiels pour un tel travail — de la Bibliothèque Saltikoff-Chtchedrine M. Brumfitt doit se borner souvent à *faire le point* ou simplement à réexposer ce que d'autres avaient dit. D'autre part le peu d'étendue de son travail ne lui a pas permis de réétudier à fond la question des *sources* de l'information voltairienne. Pour le *Siècle* il en reste à Bourgeois — et pour le reste... au néant où l'on en est.

Je dois dire encore — et c'est là un reproche beaucoup plus grave — que M. Brumfitt s'est placé pour étudier l'historiographie de Voltaire d'un point de vue presque exclusivement *statique*. Il analyse le *Siècle de Louis XIV* par exemple en faisant à peine allusions aux changements profonds que cette œuvre a subis au cours de ses éditions successives. Il s'attaque au problème de la causalité chez Voltaire sans avoir compris que le plus intéressant en traitant d'une telle question était de définir une évolution et d'en expliquer les phases. Nulle part enfin les idées de Voltaire en matière d'histoire ne sont exposées dans leur déroulement quasi-séculaire comme M. René Pomeau l'a fait si magistralement pour la vie religieuse du patriarche.

M. Brumfitt a également été victime d'un préjugé qui, fréquent de nos jours, n'en est pas excusable pour autant. Il a une certaine conception